

KINDERARMUT

Nicht nur eine Frage des Geldes

VON PETER STRIGL

Singen und Tübingen wurden im Landesarmutsbericht für ihr Engagement gegen Kinderarmut gelobt. Die Städte tauschen regelmäßig Erfahrungen aus.



Armut im Wandel: Mit zerrissenen Hosen und kaputten Socken muss in Deutschland heute kein Kind mehr herumlaufen. Archivbild

Zusammengefunden haben Singen und Tübingen über den ersten Armutsbericht des Landes Baden-Württemberg 2015. Dort wurden die beiden Städte als positive Beispiele bei der Bekämpfung von Kinderarmut genannt.

„Wir wollen voneinander lernen“, sagt Elisabeth Stauber vom Tübinger Fachbereich für Soziales. Schon vor einem Jahr war eine Delegation am Hohentwiel. Dort habe ihr besonders das Konzept der Familienberaterinnen gefallen, berichtet Stauber. Die zwölf Ansprechpartnerinnen sitzen direkt in den Einrichtungen, zum Beispiel Schulen. Das soll es Eltern und Kindern erleichtern, einfach mal vorbeizukommen.

Am Montagnachmittag gab es einen Gegenbesuch der Singener um deren Erste Bürgermeisterin Ute Seifried. Sie stellte klar: „Bei Kinderarmut geht es nicht nur ums Geld.“ Teilhabe sei aber in dieser Gesellschaft häufig nur mit Geld möglich. Dadurch entstehe ein „Teufelskreis“, in dem arm auch arm bleibe.

Diesen Teufelskreis zu durchbrechen, ist Anspruch beider Delegationen. Denn: Auch im wohlhabenden Tübingen ist jedes sechste bis siebte Kind von Armut betroffen. In der Arbeiterstadt Singen ist es sogar jedes fünfte. „Das sollte nachdenklich stimmen“, sagt Seifried. Für ihre Stadt findet sie das Konzept der Kindercard interessant, von der in Tübingen jährlich etwa 4000 Mal Gebrauch gemacht wird.

Neben Angeboten wie diesen sei aber vor allem Information wichtig: „Die Leute wissen einfach nicht, was es gibt“, so Seifried. Beratung müsse deswegen zuerst aufklären: Wie bekomme ich Hilfe für mich und meine Familie? Neben mangelnder Bildung seien für viele auch die Sprachkenntnisse ein Hindernis. „Migration ist definitiv ein Armutsfaktor“, sagt Seifried.

In Singen gibt es 103 Nationalitäten. Kürzlich wurde die 50-Prozent-Marke geknackt: Es gibt inzwischen

mehr Menschen mit ausländischen Wurzeln als ohne. Im Umgang mit Migranten habe Stauber festgestellt, dass „das Landsmannschaftliche sehr wichtig“ sei. Das bereitet ihr aber auch Sorgen: „Wir haben Leute, die sind seit 40 Jahren da und sprechen kein Deutsch.“

Im Tübinger Familienzentrum „Elkiko“, das die Singener besichtigten, bindet man seit jeher die Kulturen der Familien mit ein. Italiener und Brasilianer haben ihre eigenen Treffs, zwischenzeitlich gab es auch ein türkisches Café. „Zweisprachigkeit ist eines unserer Ziele“, sagt Leiterin Christiane Zenner-Siegmann. Sie glaubt, dass eine Anbindung an die eigene Kultur kein Hindernis für die Integration sein muss, sofern auch die Kulturen untereinander in Kontakt kommen.

Tübingen und Singen wollen aber nicht nur ihr Wissen miteinander teilen. „Wir wären bereit, andere Städte zu beraten, soweit wir das leisten können“, so Seifried. Als ersten Schritt könnte das Land Beratungsstellen einrichten, sind sich die Delegationen einig.

Sie möchten diesen Artikel weiter nutzen? Dann beachten Sie bitte unsere Hinweise zur Lizenzierung von Artikeln.

(c) Alle Artikel und sonstigen Inhalte der Website sind urheberrechtlich geschützt. Eine Weiterverbreitung ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Verlags Schwäbisches Tagblatt gestattet.

18.07.2018 - 01:00 Uhr